

Medienspiegel Woche 25 / 2017



Inhalt

Zürich / Newsletter / Lehrplan / Borer Anita / Initiative / Digitalisierung / Privatisierung / Heilpädagogik

Komitee «Lehrplan vors Volk» 25. 6. 2017

[Newsletter vom 25. 6. 2017](#)

1

St.Gallen / Zürich / Lehre / Gymnasium / Digitalisierung

Tagblatt, 23. Juni 2017

[Lehre ohne Lehrlinge](#)

2

Tages-Anzeiger, 23.06.2017

[Seid clever – werdet Maler!](#)

4

St.Gallen / Immersion / Englisch / Geschichte / Ökonomisierung / Globalisierung / Weltatlas / Digitalisierung

Tagblatt, 19. Juni 2017, 05:17

[Geschichte auf Englisch – eine Kritik](#)

6

Tagblatt, 17. Juni 2017

[Die Welt im Schulzimmer](#)

7

Integration / Regelklassen / Sonderschulen / Kleinklassen / Behinderung / Konvention / UNO

Tagblatt, 20.6.2017

[Sonderschulen mit Konvention vereinbar](#)

9

EDK / D-EDK / Bürokratie / Schleiss Stephan

NZZaS, 11.6.2017

[Umstrittenes Gremium vor Auflösung?](#)

10

Digitalisierung / Lehrmittel / Handy / Data-Mining / Privatisierung / Informatik / ICT / Medien

NZZaS, 18.6.2017

[Wir sind leider doof](#)

11

SRF Digital, 22. Juni 2017

[Lehrplan 21: Informatik in der Schule: Umsetzung bereitet Kopfzerbrechen](#)

17

[Artikelsammlung zum Lehrplan 21](#)

Der Baselbieter Lehrerverein LVB hat in verdienstvoller Arbeit eine Artikelsammlung zum Themenkreis des Lehrplans 21 zusammengestellt.

Dies und vieles Aktuelles mehr auf: <http://schuleschweiz.blogspot.ch/>

Veranstaltungshinweise:

„Kinder psychisch belasteter Eltern – Herausforderung für Schule & Pädiatrie“

Referenten: Prof. Dr. med. Kurt Albermann (SPZ Winterthur) und

Dr. phil. Maria Theresa Diez Grieser (KJPD St. Gallen)

Fachhochschule St. Gallen (beim Bahnhof)

28.06.2017 18.30 bis 20.30 Uhr

[Begleitbrief Schule und Pädiatrie](#) [Flyer Schule & Pädiatrie](#)

Schulreform auf dem Prüfstand

Meine Schule, deine Schule, unsere Schule... wessen Schule?

Bildungspolitik im Zeitalter von Hamos, Bildungsmonitoring, Kompetenzorientierung und Lehrplan 21

Veranstaltung, Dienstag 27. Juni, 19 Uhr, Uni Bern, Auditorium Maximum (110 1. OG)

mit Bernhard Pulver, Franziska Schwab, Walter Herzog, Alain Pichard

[Einladung](#)

Komitee «Lehrplan vors Volk», 25. 6. 2017



Newsletter vom 25. 6. 2017

«Der Regierungsrat beschliesst den Lehrplan auf Antrag des Bildungsrates. Der Lehrplan bedarf der Genehmigung durch den Kantonsrat. Der Kantonsratsbeschluss, mit dem der Lehrplan genehmigt wird, unterliegt dem fakultativen Referendum».

Wie es schwarz auf weiss in der Initiative „Lehrplan vors Volk“ steht, soll der Zürcherische Lehrplan wie bisher vom Bildungsrat ausgearbeitet werden. Abschliessend soll aber nicht der Regierungsrat, sondern der Kantonsrat den Lehrplan genehmigen, also ja oder nein dazu sagen können. Das Volk soll mit dem fakultativen Referendum das letzte Wort haben.

Als ehrlicher Demokrat und Verfechter einer Volksschule, die ihren Namen verdient, muss man die Initiative einfach unterstützen. Die Debatte im Kantonsrat zur Initiative zeichnen – seitens der Parteien – ein anderes Bild: Eine Diskussion über den Lehrplan sei dem Kantonsrat und dem Volk nicht zuzutrauen. Wer dies behauptet, blendet alle bisherigen Abstimmungen aus, bei denen wir über komplizierte Gesetze mit zig Seiten abgestimmt haben. Da ist es doch nur angebracht, dass wir zum Lehrplan – der Grundlage von dem, was unsere Schülerinnen und Schüler als Vorbereitung auf das berufliche und gesellschaftliche Leben lernen sollen – ein echtes Mitspracherecht haben. Nicht umsonst heisst es „Volksschule“ und nicht „Staatschule“.

Obwohl sie sich gegen eine Diskussion über den Lehrplan im Ratssaal wehrten, sprachen viele Parlamentarier dennoch inhaltlich zum Lehrplan. Sie signalisierten damit, dass es diesen von ihnen abgelehnten Diskussionsbedarf doch gibt und es gerechtfertigt ist, dieser Diskussion dann, wenn es einen neuen Lehrplan gibt, ein bisschen Aufmerksamkeit zu schenken.

Mehr zur Ratsdebatte und unserer Initiative lesen Sie in unserem Newsletter. Bereits jetzt herzlichen Dank für Ihre Unterstützung – wenn es in den Abstimmungskampf geht, benötigen wir jede Stimme.

Viel Vergnügen!

Herzliche Grüsse im Namen der Redaktion

Anita Borer

Inhalt

- Kantonsrats-Debatte, Volksinitiative «Lehrplan vors Volk», 19. Juni 2017, Anita Borer.
- Geschichte auf Englisch – eine Kritik
- Auf totale Digitalisierung folgt Privatisierung der Schweizer Volksschule
Das gläserne Schulkind
- «Lernen ist aufwendig, soll aber auch Spass machen»
- Herausforderung für die Heilpädagogik
- Baselbieter Volksschulleiter: «Vertrauen in die Schule ist weg»
- Thurgauer Entscheid zum Französisch
- Selbst in Bayern können Schüler nicht mehr rechnen

[Zum Newsletter](#)

Lehre ohne Lehrlinge



87 St. Galler Jugendliche fangen bald eine Ausbildung zum Koch an – 16 mehr als im Vorjahr. (Bild: Christian Beutler/Keystone)

AUSBILDUNG · Im Kanton St. Gallen sind 1648 Lehrstellen unbesetzt. Der Hauptgrund: zu wenig Jugendliche. Die Branchen buhlen um Lehrlinge. Die Top-5 der Wunschberufe kennt einen klaren Spitzenreiter.

Katharina Brenner

Ausbildung oder Matura? Reisen oder «zerschd mol luegä»? Das Amt für Berufsbildung des Kantons St. Gallen nennt diese Entscheidungen im Leben eines Jugendlichen «Anschlusslösung». Es hat in der Schulabgängerumfrage Ende Mai 4820 Jugendliche aus den Sekundar-, Real- und Kleinklassen und den Brückenangeboten zu ihren Plänen befragt. Gestern wurden die Ergebnisse veröffentlicht. 95 Prozent der Befragten hatten bereits etwas gefunden: 9 Prozent werden eine weiterführende Schule besuchen, 71 Prozent eine Lehre machen. Die Zahl derer, die sich für eine Ausbildung entscheiden, nimmt seit Jahren tendenziell zu. Aufatmen können Ausbildungsbetriebe deshalb nicht. Im Gegenteil. Denn ein weiterer Zustand hält an: Es gibt mehr Lehrstellen als Lehrlinge. Waren im vergangenen Jahr zum Zeitpunkt der Befragung 1366 Lehrstellen unbesetzt, sind es dieses Jahr 1648. Ruedi Giezendanner, Leiter des Amtes für Berufsbildung im Kanton St. Gallen, hat eine Erklärung dafür: den demografischen Wandel. An der Befragung im Jahr 2008 haben 6578 Jugendliche teilgenommen, dieses Jahr waren es noch 4820.

Kreative Berufe sind bei Jugendlichen beliebt

Allein daran kann es nicht liegen. Im Vergleich zum Vorjahr gehen zwar knapp 200 Jugendliche weniger von der Schule ab. Dafür blieben 300 Lehrstellen mehr unbesetzt. Ein Überhang von rund 100 Stellen. Brauchen Ausbildungen mehr Werbung? «Es bleiben wegen des demografischen Wandels Lehrstellen unbesetzt, gleichzeitig gibt es Stimmen, die eine höhere Maturitätsquote fordern. Man sollte nicht künstlich in das Entscheidungsverhalten der Jugendlichen eingreifen», sagt Giezendanner. Zu den 150 Berufen, in denen Lehrstellen frei sind, würden auch häufig gewählte gehören wie der kaufmännische Bereich oder der Detailhandel. Kaufmann und Kauffrau ist die mit Abstand häufigste Berufswahl der St. Galler Schulabgänger (siehe Zweittext). Das sagt aber nicht unbedingt etwas über die Beliebtheit dieser Berufe aus. «Gäbe es mehr Lehrstellen für Grafiker, wären sie sicher auf der Hitliste vertreten», sagt Michael Messerli, Teamleiter Berufs- und Laufbahnberatung im Kanton St. Gallen. Nach kreativen Berufen werde oft gefragt, aber es gebe nur wenige Lehrstellen.

Messerli spricht von einem «richtigen Lehrstellenmarkt», da es für die Betriebe immer schwieriger werde, Nachwuchs zu finden. «Es wird früher gesucht. Das erhöht den Druck auf die Jugendlichen.» Diese würden häufig Fragen zu den eigenen Interessen und Fähigkeiten und späteren Möglichkeiten stellen. Damit wirbt etwa der Baumeisterverband des Kantons St. Gallen. «Die Weiterbildungsmöglichkeiten sind sehr gut, der Verdienst auch und die Stellen sind sicher», sagt Vorstandsmitglied René Engetschwiler. Der Verband investiert in Imagewerbung – trotzdem fehlen Lehrlinge. Rund 110 Lehrstellen seien besetzt, 30 bis 40 frei.

Einer der grossen Ausbildungsbetriebe im Kanton hat alle 115 Lehrstellen auf August vergeben: das Kantonsspital St. Gallen. Es bietet 13 Grundausbildungen an, vom Koch bis zur Kauffrau. «Wir konnten unsere Lehrstellen bisher immer besetzen», sagt der Medienbeauftragte Philipp Lutz. Seit einigen Jahren stelle das Kantonsspital aber fest, dass sich die Jugendlichen der geburtschwachen Jahrgänge in der Berufswahl befinden.

In der Befragung Ende Mai gaben 261 Jugendliche an, keine Anschlusslösung zu haben. «Die letzten Jahre haben gezeigt, dass bis August nahezu alle eine gefunden haben», sagt Ruedi Giezendanner. Die Jugendlichen haben noch etwas Zeit – und eine grosse Auswahl.

Die meistgewählten Berufe im Kanton St.Gallen 2017

- **Die beliebteste Wahl bei beiden Geschlechtern:** Die Lehre als **Kaufmann/-frau EFZ** wird häufig gewählt: 575 Jugendliche haben sich dafür entschieden. Es ist bei beiden Geschlechtern einer der beliebtesten Berufe. Kaufleute sind in unterschiedlichen Branchen tätig. Da sie täglich im Kontakt mit Kunden stehen, sind gute mündliche und schriftliche Sprachkenntnisse wichtig. Die Ausbildung dauert drei oder vier Jahre.
- **Mit Liebe zum Detail und zum Verkaufen: Detailhandelsfachleute EFZ** bedienen Kunden in Geschäften. Sie verkaufen Kleidung, Nahrungsmittel, Sportartikel und noch vieles mehr. Dabei beraten sie und helfen bei der Wahl der Produkte. Die Freude am Verkauf sowie Interesse an administrativen Arbeiten sind Voraussetzung. 246 Jugendliche haben sich dieses Jahr für die dreijährige Lehre entschieden.
- **Mädchen betreuen gerne Kranke und Betagte:** Nach der Kauffrau ist **Fachfrau Gesundheit EFZ** der beliebteste Beruf bei Mädchen. In diesem Bereich arbeiten deutlich mehr Frauen als Männer. Ähnlich ist es in Berufen wie Dentalassistentin oder Medizinische Praxisassistentin. 222 Jugendliche haben sich für die dreijährige Lehre entschieden. Fachmänner- und Frauen Gesundheit pflegen und betreuen kranke oder betagte Menschen.
- **Die Voraussetzung ist eine ruhige Hand:** In der vierjährigen Ausbildung zum **Polymechaniker/in EFZ** lernen Jugendliche, Werkzeuge, Geräteteile oder ganze Produktionsanlagen zu fertigen. Die Inbetriebnahme und Wartung von Maschinen gehört ebenfalls zum Tätigkeitsbereich. Gefordert sind technisches Verständnis und genaues Arbeiten. In diesem Jahre beginnen 134 Jugendliche diese Lehre.
- **Knaben montieren gerne Schaltkästen:** Bei **Elektroinstallateuren EFZ** ist abstrakt-logisches Denken und handwerkliches Geschick gefragt. Sie erstellen und reparieren elektrische Installationen im Haushalt oder in der Industrie und beraten Kunden. Auch das Montieren von Schaltkästen und Anlagen haben sie im Griff. Diese Lehre nehmen 110 Jugendliche in Angriff. Bei Knaben ist sie beliebter als bei Mädchen.

Was St. Galler Jugendliche nach ihrer Schulzeit machen

Jahr	Schulabgänger im Kanton SG	Weiterführende Schule (in %)	Lehre, Attestausbildung (in %)	Zwischenlösung (in %)	Ausreise, Hilfstätigkeit (in %)	Ohne Anschlusslösung (in %)
2008	6578	7,1	67,9	15,5	1,6	7,9
2009	6113	7,7	67,4	16,4	0,9	7,7
2010	5967	8,2	69,0	13,7	1,1	7,9
2011	5715	8,0	70,3	14,0	1,1	6,6
2012	5625	8,7	71,1	12,6	1,2	6,4
2013	5285	9,2	71,5	11,4	1,2	6,7
2014	5274	9,3	74,3	10,4	1,2	4,8
2015	5136	8,5	74,1	10,7	1,1	5,5
2016	5026	9,6	72,5	11,8	1,1	5,1
2017	4820	9,1	71,3	13,3	0,9	5,4

Quelle: Amt für Berufsbildung Kanton St. Gallen/Tabelle: Dem

<http://www.tagblatt.ch/ostschweiz/lehre-ohne-lehrlinge;art120094,5017840>

Seid clever – werdet Maler!

Eine einseitige Ausrichtung unserer Schulen auf die digitale Wirtschaft wäre ein Fehler.

Edgar Schuler

Ressortleiter Meinung, Analyse, Autoren

Ein befreundeter Malermeister berichtet, wie schwierig es ist, zwei, drei fähige Vorarbeiter für seinen Betrieb zu finden. Aus den Schweizer Schulen ist gleichzeitig Folgendes zu hören: Wenn ein guter Schüler sagt, er möchte gern Maler (oder Elektriker oder Schreiner) werden, bekommt er vom Lehrer oft die Antwort, er als gescheiter Bursche gehöre doch ans Gymi.

Solche Lehrer meinen es gut. Sie haben bereits verinnerlicht, was als neues Schlüsselziel der **Bildungspolitik** gilt. Unsere Schülerinnen und Schüler sollen konsequent darauf getrimmt werden, sich in der kommenden digitalen Gesellschaft zu behaupten. Computer und Roboter, heisst es, würden viele Berufe mit angeblich tiefen intellektuellen Anforderungen überflüssig machen. Wer den Kopf nicht trainiert, und zwar von Kindsbeinen an, dem droht die Langzeitarbeitslosigkeit. Wo heute noch Handarbeit gefragt ist, genügt morgen schon ein 3-D-Drucker. Gewinner ist dann, wer den Drucker richtig programmiert. Wer sich nur aufs Handwerk versteht, wird zu den Verlierern gehören.

Glorifizierung der Start-up-Kultur

Dazu kommt die Glorifizierung der digitalen Start-up-Kultur. Ein frisch lanciertes ETH-Spinoff mit einer vielversprechenden App und einer Handvoll Physikern und Programmierern stösst garantiert auf mehr Interesse als eine Zimmerei, die seit Jahrzehnten präzise und pünktlich arbeitet und ihren Mitarbeitern regelmässig einen rechten Lohn zahlt. Für die spezifischen Probleme von Start-ups im Steuerrecht findet die Politik erstaunlich schnell eine Lösung. Das übrige Gewerbe wartet ewig auf schlankere Bewilligungsverfahren.

Und bei allen Nibelungenschwüren der Politiker auf das «duale Bildungssystem» (das die Berufslehre ebenbürtig neben die Hochschulausbildung stellt): Zunehmend schleicht sich die Akademisierung von allem und jedem ein. Schon als Hausabwart kann – und muss man vielleicht bald – den Bachelor in Facility Management machen.

Als zukunftsweisend gilt heute, sich am Silicon Valley zu orientieren. Da entstehen die jungen, frechen Technologiefirmen, die hierzulande den altbewährten KMU das Leben schwer machen: Über dem Taxigewerbe, Airbnb den Hoteliers, Google und Facebook der Werbewirtschaft und den Zeitungen.

Sicher ist es richtig, mit der Digitalisierung zu rechnen und sich dafür zu rüsten. Die Schweiz hat durchaus das Potenzial, in der digitalen Ökonomie mehr Firmen und Arbeitgeber hervorzubringen. Die Voraussetzungen für die nächsten Googles, Facebooks und Ubers sind am Zürich- oder Genfersee nicht grundsätzlich schlechter als im Silicon Valley. Wer aber überbordert und die Schule einseitig auf die «neuen Realitäten» einer digitalen Zukunft ausrichten will, macht einen unverzeihlichen Denkfehler.

Auch Handwerker sind helle Köpfe

Auch Handwerksberufe brauchen helle Köpfe. Ein Maler, zum Beispiel, muss als Vorarbeiter nicht nur die Spritzpistole flink bedienen können. Er muss komplizierte Arbeitsabläufe planen, diese Planung seinen Mitarbeitern plausibel machen – und dann doch wieder improvisieren können. Er muss seine Kundinnen und Kunden verstehen, auf sie eingehen und aus ihren Wünschen heraushören, was sie wirklich wollen. Er muss auch exakt rechnen können, die Arbeitseinsätze

auf Effizienz trimmen. Und er hat die Chance, sein eigenes Start-up zu gründen. Wohnungswände sauber zu streichen – und dabei nicht irrtümlich Steckdosen zu übermalen –, ist als Geschäftsidee mindestens genauso vielversprechend wie noch eine neue App.

Sicher sollen unsere Kinder in den Schulen und Hochschulen ihr Potenzial voll ausschöpfen können. Falsch aber wäre es, das Potenzial zu unterschätzen, das in den vielen nicht digitalen Berufen liegt. Diesen Fehler sollten Lehrerinnen und Lehrer vermeiden, vor allem aber auch die Eltern. Ohne exzellente Bauzeichner, Maurer und Elektriker muss die digitale Wirtschaft in windschiefen Büros um den Strom in ihren Computern zittern. Ohne Pflegepersonal, das sowohl die Patienten als auch die Professoren versteht, funktioniert kein Spital.

Wenn ihr das denn schon wollt, sollte es in der Schule heissen, werdet Maler! Oder Schreiner, Gerüstbauer, Glaser. Die digitale Zukunft wird euch brauchen.

<http://www.tagesanzeiger.ch/schweiz/standard/seid-clever-werdet-maler/story/11906790>

Tages-Anzeiger, 24.6.2017

Leserforum

Schulpolitik Abfuhr für die Lehrplan-Gegner, TA vom 20. Juni

Ich bin auch nicht dafür, dass das Volk über den Lehrplan entscheiden soll. Auf der anderen Seite hält sich meine Begeisterung ob der Kompetenzschwemme im LP 21 stark in Grenzen. Die Schule ist längst zum Politikum geworden und wird von politischer Seite seit bald 20 Jahren immer wieder neu erfunden. Das bedeutet allerdings nicht, dass sie qualitativ besser geworden ist. Im Gegenteil: Schulleiter und Lehrpersonen versinken im administrativen Aufwand und sollen gleichzeitig begeisternd unterrichten. Mit viel Aufwand und Geld wird auf Primarstufe Englisch und Französisch unterrichtet, dafür geraten Handarbeit, Musisches und Mensch und Mitwelt arg ins Hintertreffen. Das erstaunt angesichts der anstehenden Klimaerwärmung schon ein bisschen.

Urs Vetterli, Schaffhausen

Tagblatt, 19. Juni 2017, 05:17

Geschichte auf Englisch – eine Kritik

Mario Andreotti

«Immersion» lautet zurzeit eines der neudeutschen Schlagworte der Reformpädagogen. Hinter der Idee des Immersionsunterrichts steht die Auffassung, man lerne eine Fremdsprache viel besser, wenn man sich mit ihr, neben dem eigentlichen Fremdsprachenunterricht, in möglichst vielen Situationen auseinandersetze. In Bezug auf das Englische findet dies im täglichen Leben, etwa bei der Arbeit am Computer oder beim Anhören der weltweit dominanten englischsprachigen Musik, statt. So weit, so gut. Seit einigen Jahren wird diese Lernsituation auch im Schulunterricht in ausgewählten Fächern genutzt. Neben Mathematik, Physik, Biologie, Wirtschaft und Recht ist es das Fach Geschichte, das in einer immer grösseren Zahl von Schulen nicht mehr deutsch, sondern englisch unterrichtet wird. Das kann nicht unwidersprochen bleiben.

Machen wir uns nichts vor: Die in Pädagogen- und vor allem in Wirtschaftskreisen vielgehörte Meinung, Englisch sei eine eher leichte Sprache, jedenfalls leichter als Französisch oder gar als Deutsch, ist eine Mär, mit der wir endlich aufräumen sollten. Englisch ist ganz im Gegenteil eine hochkomplexe, äusserst differenzierte Sprache (sie hat rund 100000 Wörter mehr als das Deutsche), die sowohl im Bereich der Grammatik als auch in dem der Idiomatik von den Lernenden sehr viel abverlangt. Und ausgerechnet in dieser anspruchsvollen Fremdsprache soll in unseren Schulen ein Fach wie Geschichte unterrichtet werden, in dem es um ein vertieftes Verständnis vielschichtiger politischer, sozialer und kultureller Prozesse geht. Das kann nicht gut gehen.

Zum einen bezweifle ich, dass Geschichtslehrer, die nicht auch Anglistik studiert haben, in der Lage sind, das Fach Geschichte auf gymnasialem Niveau englisch adäquat zu unterrichten. Da bringen auch ein paar Weiterbildungskurse nichts. Und zum andern hat schon Hans Fässler, der als Gymnasiallehrer Historiker und Anglist ist, zu Recht darauf hingewiesen, dass im Immersionsfach Geschichte «auch gute Schülerinnen und Schüler noch im Jahr vor der Matura an ihre Grenzen kommen, wenn es um das Formulieren komplexer Zusammenhänge geht».

Was bedeutet das konkret? Das bedeutet nichts weiter, als dass im Fach Geschichte eine vertiefte Bildung gar nicht mehr möglich ist, weil der zu unterrichtende Stoff irgendwo an der Oberfläche bleibt. Oder sagen wir es noch deutlicher: Das Immersionsfach Geschichte droht zum reinen Steigbügelhalter für zusätzliche Englischlektionen zu werden. Dass dabei auch die deutsche Sprache, der zahlreiche wertvolle Lektionen verloren gehen, einmal mehr zur Verliererin wird, macht das Ganze nur noch bedenklicher, zumal es an vielen Schweizer Gymnasien Vorschrift ist, dass selbst Maturaarbeiten im Fach Geschichte in Englisch verfasst und präsentiert werden müssen.

Man wird den Verdacht nicht ganz los, dass sich hinter der Idee des Immersionsunterrichts handfeste ökonomische Interessen verbergen. Englisch ist heute die Weltsprache der Wirtschaft. Über sie, wenn auch nicht ausschliesslich, zieht die Werbewirtschaft ungefiltert in unsere Bildungsinstitutionen ein. Kinder und Jugendliche sollen für die Wirtschaft fit gemacht, sollen letztlich als Konsumenten gewonnen werden. Diesem ökonomischen Endzweck hat selbst ein Kulturfach wie Geschichte zu dienen.

Schliesslich ist da noch ein weiteres Moment, das uns nicht gleichgültig lassen kann. Geschichte ist ja immer auch Kulturgeschichte, in eine bestimmte Sprache, Tradition und Mentalität eingebettet. Ist daher die Vermutung, dass hinter der Geschichte als Immersionsfach eine geheime Agenda, eine politische Absicht steckt, so verwegend? Die Absicht nämlich, Nationalstolz und Patriotismus zurückzudrängen, um die Akzeptanz für die internationale Einbindung der Schweiz, letztlich für die politische und ökonomische Globalisierung zu erhöhen. Man braucht diese Vermutung nicht zu teilen, aber man soll sie zur Kenntnis nehmen. Und darüber nachdenken.

<http://www.tagblatt.ch/nachrichten/international/geschichte-auf-englisch-eine-kritik;art253652,5013468>

Tagblatt, 17. Juni 2017

Die Welt im Schulzimmer

GEOGRAFIE · Der «Schweizer Weltatlas» begleitet die Schüler seit 1910. Die gestern vorgestellte Neuauflage besteht aus 430 Karten auf 256 Seiten und ist auf den Lehrplan 21 abgestimmt.

Bruno Knellwolf

Die Schüler der 1. Sekundarstufe im Schulhaus Leutschenbach in Zürich sind etwas nervös. Im Schulzimmer scharen sich in ihrem Rücken dicht gedrängt TV-Teams, Journalisten, Professoren und Politiker. Ihre Klasse ist schweizweit die erste, welche eine Geografie-Lektion mit dem neuen «Schweizer Weltatlas» erhält, der gestern vorgestellt worden ist. Zuvor hat Beat Schaller, Verlagsleiter des Lehrmittelverlags Zürich, alle Covers des erstmals im Jahr 1910 erschienenen «Schweizer Weltatlas» an die Wand projiziert. Und diese Covers mit dem Globus drauf, man kennt sie einfach. Der «Schweizer Weltatlas» ist eine Institution, die uns von Kindsbeinen an begleitet hat. «Damit habe ich erstmals in der Schule die Welt erkundet. Ich konnte zum ersten Mal auf Reisen gehen», sagt die Zürcher Regierungsrätin und Bildungsdirektorin Silvia Steiner. Der «Schweizer Weltatlas» sei ein Symbol für die kulturelle Vielfalt der Schweiz, auf die in diesem Weltatlas speziell eingegangen werde. Die neue völlig überarbeitete Version sei nun das erste Geografie-Lehrmittel, das dem neuen Lehrplan 21 entspreche, der im August in vielen Kantonen eingeführt wird.

Chefredaktor des neuen «Schweizer Weltatlas» ist Lorenz Hurni, Professor am Institut für Kartografie und Geoinformatik der ETH Zürich. Er erklärt, warum es überhaupt einen neuen Weltatlas braucht. Die Karten und Inhalte in der letzten Ausgabe aus dem Jahr 2002 seien oft gedrängt, verschachtelt, komplex und zum Teil veraltet. Die Abfolge der Karten sei oft unlogisch und dessen interaktive Version zu nahe am gedruckten Atlas.

Deshalb habe man nun innerhalb von fünf Jahren einen neuen Weltatlas geschaffen, in dem die Karten das Hauptmedium seien, nicht Bilder und Schrift. Gestern aufgeschaltet wurde eine begleitende Webseite zum Weltatlas, auf der Kommentare, Materialien und Tools zum gedruckten Atlas zu finden sind. Zudem sei der von den Kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) herausgegebene Atlas auf den Lehrplan 21 abgestimmt worden wie auch auf Maturitätsschulen und Fachmittelschulen. Dafür musste Hurnis Redaktionsteam eine Unmenge an Daten verarbeiten. «Vieles hat sich seit der letzten Ausgabe verändert. Es gibt viel mehr Millionenstädte. Der Weltatlas macht den Bevölkerungswandel, die Besiedlungsdichte sichtbar», sagt Hurni. «Zum Beispiel haben wir auch den Arabischen Frühling berücksichtigt oder die Öffnung Kubas, die jetzt ja schon wieder gefährdet ist.» Da dürfe man als Atlasmacher nicht auf Modetrends hereinfallen.

Generell geht der «Schweizer Weltatlas» vom Grossen ins Kleine. Zeigt zum Beispiel die ganze Schweiz, zoomt näher auf Städte und vergleicht diese, mit ihrer Grösse vor 150 Jahren. «Wichtig sind die Wirtschaftskarten», sagt ETH-Professor Hurni. Zu sehen ist die Wirtschaftskraft der verschiedenen Städte. «Da sieht man, dass es in ganz Afrika nur vier wirtschaftskräftige Städte gibt. Und die haben erst noch nur eine Kraft wie eine der vielen mittleren europäischen Städte.» Auf einen Blick ist zu erkennen, dass London viel die grössere Flächenausdehnung hat als Moskau.

All das und viel mehr sieht man ohne einen einzigen Klick, wenn man durch das schöne Buch mit seinen 256 farbigen Seiten blättert. Warum er denn noch einen Atlas in Buchform erstellt habe in Zeiten von Wikipedia, wird Hurni gefragt. «Das Buch ist als Basisprodukt die übersichtlichste Form», sagt Hurni. Ein Buch sei das beständigste Medium und halte sich länger als digitale Daten, begleite einen Menschen durch die ganze Schulzeit und könne auch zu Hause privat weiterverwendet werden. «Das Buch bleibt eine einmalige haptische Erfahrung. Der Atlas ist ein didaktisch aufbereitetes Lehrmittel und keine Suchabfrage auf Google Maps, welche die nächste Pizzeria anzeigt», sagt Hurni.

Im Schulunterricht ist zu sehen, dass die analoge und digitale Welt zusammenkommen. Auf dem Schreibtisch wird im Atlas geblättert, und gleichzeitig rufen die Schüler Tools zum Thema auf der Webseite ab. Das ganz im Sinne des neuen Lehrplans 21, nach dem nicht mehr Faktenwissen gebüffelt wird, sondern Kompetenzen zu einem Thema erworben werden. «Die Schüler müssen Kartenkompetenz erhalten. Sie lernen, Karten selber erstellen und kritisch bewerten zu können», sagt Lehrer Fässler. Zum Beispiel, um den Einfluss des Menschen auf die Lebensräume zu erkennen.

Auch in diesem Atlas konnte ein Problem der Kartografie nicht ganz gelöst werden. Kartenprojektionen sind nie flächentreu. Eigentlich gebe es keine falsche oder richtige Projektion, das sei eine Frage der Perspektive. Auch das ist im neuen «Schweizer Weltatlas» zu sehen. Die Erde sei sowieso kein runder Globus, sondern eher eine Kartoffel.

Schweizer Weltatlas, Lehrmittelverlag Zürich, Schulpreis Fr. 51.–, Listenpreis Fr. 63.80

<http://www.tagblatt.ch/nachrichten/panorama/die-welt-im-schulzimmer;art253654,5012671>

***Kommentar:** Toll, der Lehrplan 21! Da wird «nicht mehr Faktenwissen gebüffelt», sondern es werden «Kompetenzen zu einem Thema erworben». «Die Schüler müssen Kartenkompetenz erhalten. Sie lernen, Karten selber erstellen und kritisch bewerten zu können», sagt Lehrer Fässler. «Zum Beispiel, um den Einfluss des Menschen auf die Lebensräume zu erkennen.»*

Die Karte lesen zu lernen gehört offenbar nicht zu den zu erwerbenden Kompetenzen. So mussten in einer Oberstufenschule der Stadt Zürich die Schüler in Gruppen mit der S-Bahn ein Ziel erreichen, zum Beispiel den Rheinfall. Auftrag war, Folgendes aufzuschreiben: Welche S-Bahn mussten wir nehmen? Wo sind wir umgestiegen? Drei Regeln, die im Zug gelten (Rauchverbot usw.). Was die Schüler nicht konnten: Auf der Schweizer Karte den Weg ihrer Reise zeigen, einige Bahnstationen, durch die sie gefahren sind, zu nennen (ausser dem Umsteigeort Winterthur). Dafür müssen sie die Karte «kritisch bewerten» lernen!

Marianne Wüthrich, Wil

Tagblatt, 20.6.2017

Sonderschulen mit Konvention vereinbar

Ausgabe vom 15. Mai: [Der lange Weg zur Integration](#)

Der Artikel suggeriert, dass Kinder mit einer Behinderung in der Schweiz einen bedingungslosen Anspruch auf den Besuch einer Regelschule hätten, dies in Folge der vor drei Jahren ratifizierten UNO-Behindertenrechtskonvention. Gemäss dieser müssen «die Vertragsstaaten ein integratives Bildungssystem für Menschen mit Behinderungen auf allen Ebenen gewährleisten.» Für die Autoren des Artikels ist damit klar, dass beispielsweise auch Kinder mit Trisomie 21 Regelklassen besuchen sollten und das Führen von Sonderschulen oder Kleinklassen konventionswidrig ist. Ein Studium des einschlägigen Artikels 24 besagter Konvention ergibt aber, dass dem keineswegs so ist. Der Artikel fordert zwar, dass «Menschen mit Behinderungen Zugang zu einem integrativen, hochwertigen und unentgeltlichen Unterricht an Grundschulen und weiterführenden Schulen haben», damit «ihre Persönlichkeit, ihre Begabungen und ihre Kreativität» zur Entfaltung gelangen können und dass die Staaten «mit dem Ziel der vollständigen Integration wirksame individuell angepasste Unterstützungsmassnahmen in einem Umfeld, das die bestmögliche schulische und soziale Entwicklung gestattet», anbieten müssen. Diese allgemeinen Forderungen spezifizieren aber nicht, wie das organisatorisch umgesetzt werden muss. Ist ein Staat der Meinung, die bestmögliche gesellschaftliche Integration sei bei bestimmten Kindern mittels der Beschulung in Kleinklassen oder heilpädagogischen Schulen zu verwirklichen, verstösst er nicht gegen die Konvention. In der Konvention wird nur vom gleichberechtigten Zugang zu bestimmten Schulen oder Lehrgängen gesprochen, nicht etwa von einem bedingungslosen Anspruch darauf. So darf Behinderten der Zugang zu einer Hochschule aufgrund ihrer Behinderung nicht verwehrt werden. Das wäre diskriminierend und würde dem Grundsatz der Chancengleichheit widersprechen. Aber auch sie müssen die geforderten Zulassungsbedingungen erfüllen, wie in obigem Fall beispielsweise eine bestandene Matura.

Rene Walcher Kleinklassenlehrer Neugrubenstr. 30, 9500 Wil

<https://www.tagblatt.ch/meta/epaper/epa5822,24704,0,17,walcher#/Suche=0/>

Mehr dazu:

[Walchers pädagogische Downloads](#)

Verstösst das Führen von Kleinklassen oder Sonderschulen in der Schweiz gegen nationales oder internationales Recht?

http://walcher1.magix.net/index_htm_files/gesetze%202.pdf

Aktuelles dazu:

BZ, 22.06.2017

Stadt Bern fordert vom Kanton mehr Einsatz für inklusive Schule

<http://www.bernerzeitung.ch/region/bern/Stadt-Bern-fordert-vom-Kanton-mehr-Einsatz-fuer-inklusive-Schule/story/20551468>

NZZ, 22.6.2017

Herausforderung für die Heilpädagogik

<https://www.nzz.ch/meinung/sonderschulen-herausforderung-fuer-die-heilpaedagogik-ld.1302184>

NZZaS, 11.6.2017

Umstrittenes Gremium vor Auflösung?

Nachdem der Lehrplan 21 fertig ist, diskutieren die Erziehungsdirektoren der Deutschschweiz über die Zukunft ihrer Konferenz.

René Donzé

Die SVP bezeichnete die Deutschschweizer Erziehungsdirektorenkonferenz (D-EDK) auch schon als Teil der «ausufernden Bildungsbürokratie». 2014 verlangte sie deren Auflösung. Nun diskutieren die 21 Bildungsdirektoren genau darüber. «Man muss nicht um jeden Preis an alten Strukturen festhalten», sagt der Präsident der D-EDK, der Zuger SVP-Bildungsdirektor Stephan Schleiss.

Entstanden ist das Gremium vor rund zehn Jahren im Hinblick auf den Lehrplan 21, den ersten gemeinsamen Lehrplan der Deutschschweizer Kantone. Es unterhält eine Geschäftsstelle in Luzern, die in den besten Jahren bis zu 20 Mitarbeiter beschäftigte und über ein Budget von mehr als vier Millionen Franken verfügte. Über der D-EDK existiert die gesamtschweizerische Erziehungsdirektorenkonferenz (EDK), mit einer um ein Vielfaches grösseren Geschäftsstelle in Bern.

Jetzt ist der Lehrplan fertiggestellt, und es liegt an den Kantonen, ihn einzuführen. «Nun stellt sich für uns natürlich die Sinnfrage», sagt Schleiss. Darum will das Gremium über seine zukünftige Form diskutieren. Ende Juni wird es verschiedene Varianten in die Vernehmlassung schicken. «Die Auflösung der D-EDK ist eine Option», sagt Schleiss. «Zur Diskussion steht auch eine Neuorganisation oder das Weiterführen der bisherigen Struktur.»

Schon nach der Fertigstellung des Lehrplans 21 wurde die Geschäftsstelle auf 13 Angestellte reduziert. Für Schleiss ist klar: Ganz wegsparen liessen sich ihre Aufgaben nicht. Sie erbringe auch Dienstleistungen für die Kantone und deren Regionalkonferenzen, zum Beispiel im Bereich der Lehrmittel. Diese Arbeiten würden so oder so irgendwo anfallen.

Der Entscheid über die Zukunft der D-EDK fällt im Herbst und soll per 2019 umgesetzt werden. Die Zürcher Bildungsdirektorin Silvia Steiner (cvp.), die die EDK präsidiert, begrüsst das Vorgehen. «Es ist klar, dass man nun über die Zukunft der D-EDK diskutieren muss.» Inhaltlich aber will sie sich zu den vorgeschlagenen Varianten noch nicht äussern.

<https://epaper.nzz.ch/#article/8/NZZ%20am%20Sonntag/2017-06-11/10/221915768>

NZZaS, 18.6.2017

Wir sind leider doof

Ohne Smartphone machen wir kaum noch einen Schritt. Das sei schlecht, sagt der Sozialpsychologe Harald Welzer. Die Geräte entmündigten uns, trübten unsere Erfahrung und seien eine Gefahr für die Demokratie. Es entstehe eine «smarte Diktatur».



«Es ist ein ungelöstes Rätsel der Menschheit, wer sich den Selfie-Mist angucken soll»: Musikfans an einem Open-Air-Festival in New York halten die Konzerte mit ihren Smartphones fest. Ihr persönlicher Beweis, dass sie dabei waren. (3. Juni 2017) (NOAM GALAI / WIRE IMAGE / GETTY IMAGES)

Interview: Gordana Mijuk

NZZ am Sonntag: Smartphones sind unsere ständigen Begleiter. Was ist daran problematisch?

Harald Welzer: Die Abhängigkeit von den Anwendungen wird immer grösser. Menschen gehen nicht mehr nach draussen, sie starren auf ihre App, um herauszufinden, ob es kalt oder warm ist.

Dass man den Wetterbericht abrufen kann, ist nicht so gravierend.

Es geht noch viel weiter. Mit Smartphones kann man sich heute selbst vermessen. Wie viele Schritte man gegangen ist, wie viele Treppen man gestiegen ist. Von solchen Informationen über einen selbst wird man völlig abhängig. Der andere problematische Aspekt ist die damit einhergehende Überwachung. Ich gebe ja pausenlos Informationen über mich ab, mit jeder Google-Suche, mit jedem Download.

Was ist schlimm daran?

Unsere Form von Demokratie setzt Privatheit voraus. Das sage nicht nur ich, das ist in jeder Demokratietheorie enthalten. Wir verlieren zunehmend Privatheit, weil alles über uns gewusst wird. Weil sogar mehr über uns gewusst wird, als wir selber über uns wissen. Zum Beispiel, wann ich wo welche Kommunikation geführt habe, wer in mein soziales Umfeld gehört. Wer kommuniziert mit wem, wenn ich nicht kommuniziere. Es ist ein Universum von Daten, die im Zweifel gegen mich verwendet werden können.

Natürlich können im Internet Daten über mich gesammelt werden. Aber dadurch verliere ich nicht meine Privatheit. Ich bin nicht die Daten, die über mich im Internet gesammelt werden.

Doch, Sie werden reduziert auf das, was über Sie gesammelt wird. Was sollte denn jenseits dessen noch existieren?

Ich existiere, so wie ich jetzt vor Ihnen sitze, Herr Welzer. Und ich existiere in verschiedensten anderen Kontexten. Mich kann man nicht auf Bytes reduzieren.

Da liegen Sie falsch. Es gibt Sie zunehmend nur noch als Ensemble der Daten, die über Sie existieren.

Das ist Ihre Schreckensvision.

Vision? In China wird gerade ein «Soziales Kreditsystem» getestet, das eingeführt werden soll. Es wird berechnet nach unterschiedlichen Merkmalen und Aktivitäten der Bürgerinnen und Bürger, etwa der Kreditwürdigkeit, den Aktivitäten in sozialen Netzwerken, dort geäußerten Meinungen. Einberechnet wird aber nicht nur, was Sie selber tun, sondern auch das, was Ihre Freunde tun. Wenn Sie nun einen Freund mit einem Alkoholproblem haben, kostet Sie das Punkte in Ihrem «Sozialen Kreditsystem». In dieser Welt sind Sie nicht mehr Sie selbst, sondern ein objektivierbares Ensemble der Daten, das über Sie existiert. Um einen guten Wert zu erlangen, werden Sie Ihr Verhalten anpassen.

Ihr neues Buch trägt den Titel «Die smarte Diktatur». Sind wir denn schon eine Diktatur?

Nein. Was ich sage: Zu unserer Gesellschaft gehört das Private, das Geheimnis elementar dazu. Sie können keine Geschäfte machen, wenn jeder schon vorher weiss, was Sie machen wollen. Ein Anwalt muss die Anliegen seiner Klienten geheim halten. Ein Arzt hat eine Schweigepflicht. Wir haben viele Dinge, die wir verschweigen im sozialen Umgang. Eine Gesellschaft, in der alles transparent ist, funktioniert nicht. Das wäre ein riesiges Panoptikum, wo alle bis auf die Knochen nackt sind und sich gegenseitig überwachen.

So wie dies Orwell in 1984 beschreibt?

1984 ist den totalitären Systemen des 20. Jahrhunderts nachgebildet. Aber sogar ein Gewaltssystem wie der Nationalsozialismus hat immerhin Nischen gehabt, die es ermöglichten, Menschen zu verstecken, Widerstandsgruppen aufzubauen. Die Frage ist, wie das heute möglich wäre, da Informationen über Leute einfach verfügbar sind.

Bis jetzt waren wir überzeugt, soziale Netzwerke und Smartphones förderten die Demokratie. Sie jedoch sagen, sie legten die Basis für ein totalitäres System. Ist das nicht alarmistisch?

Alarmistisch wäre es, wenn ich sagen würde, wir haben bereits ein totalitäres System. Davor zu warnen, ist realistisch.

Die sozialen Netzwerke ermöglichen aber auch, sich einfacher zu informieren und zu organisieren. Das ist entscheidend in Demokratien.

Demokratien funktionierten unter der Voraussetzung von Meinungs- und Pressefreiheit bis anhin sehr gut. Ich habe aber nicht den Eindruck, dass ungeprüfte Informationen und Fake-News die Demokratie verbessern.

Aber zum Problem wird es ja vor allem, wenn jemand diese Daten missbraucht. Wer wäre in Ihrer smarten Diktatur der Diktator?

Eine interessante Frage. Der Gedanke, der mich beschäftigt hat, war: Haben wir einen Prozess, der die Grundprinzipien des demokratischen Rechtsstaates von innen her aushöhlt? Braucht es, wenn Privatheit verschwunden ist, überhaupt einen Regimewechsel? Oder findet dieser schon dadurch statt, dass sich die Grundverhältnisse unserer Sozialität verändern? In einem diktatori-

schen Regime wären die Menschen heute völlig schutzlos. Ein Diktator könnte dank der Digitalisierung über jeden Einzelnen verfügen. Das war zuzeiten des Nationalsozialismus oder Stalinismus noch nicht der Fall.

Weshalb?

Früher musste eine Geheimpolizei Daten erzeugen. Über Spitzel, über Blockwarte, über das Öffnen von Briefen. Das fällt heute weg. Die Daten stehen zur Verfügung.

Wir fühlen uns aber nicht überwacht. Dank Smartphones glauben wir uns frei.

Wir glauben, dass mit dem Streicheln des Smartphones wie Aladins Wunderlampe alle Wünsche in Erfüllung gehen. Wir sind bereit, uns dafür zu verkaufen. Wir merken aber nicht, dass wir uns verkaufen, weil gleichzeitig die Benutzeroberfläche der Konsumwelt sagt: Du bist so frei! Du bist so individuell!

Dabei werden wir überwacht und zunehmend fremdgesteuert.

Genau, heute haben Sie die Vorstellung, dass Sie jederzeit alles tun könnten. Deshalb merken Sie nicht, dass auch jederzeit über Sie verfügt werden kann. Das Bemühen gewisser Firmen geht ja immer weiter. Heute kann man mit Apps den Schlaf überwachen. Dann beschliesst plötzlich ein Algorithmus, wann Sie aufwachen sollten. Im Arbeitsverhältnis geht das so weit, dass Arbeitgeber während 24 Stunden an 7 Tagen über einen Angestellten verfügen könnten. Mittlerweile stehen Leute nachts auf, um zu schauen, was für neue Nachrichten gekommen sind. Bei transnationalen Firmen ist es fast selbstverständlich. Es wird erwartet, dass Arbeitnehmer auch nachts an ihren mobilen Endgeräten zugange sein sollen, um mit Mitarbeitern in anderen Zeitzonen zu kommunizieren.

Zugegeben, der Druck ist gross. Aber es gibt auch Grenzen. Arbeitsrechtliche zum Beispiel.

Wenn ich über mein Buch diskutiere, nicken alle im Publikum jeweils. Und dann kommt als erste Frage immer: Ja, aber wie soll ich denn meinen Beruf noch ausüben? Da ist eine Struktur geschaffen worden, der sich scheinbar niemand entziehen kann.

Ja, aber ist daran wirklich das Smartphone schuld? Oder doch eher Arbeitgeber, die ihre Mitarbeiter ausbeuten. Erreichbar waren wir ja auch schon früher.

Das Problem ist das Gerät. Die Ermöglichung all dessen, was wir besprochen haben, die Kontrolle, die Überwachung, das ständige Zur-Verfügung-Stehen. Das sind Veränderungen in unserer Lebens- und Arbeitswelt, die allein durch die technologische Möglichkeit entstanden sind. Sobald etwas möglich ist, sucht man das Mögliche zu nutzen. Im Arbeitsverhältnis ist klar, was dabei herauskommt. Die Chancen des Arbeitnehmers sind sehr gering, sich dem zu entziehen. Soll er sagen, er gehe nachts nicht an sein Handy? Wenn es ganz doll wichtige Geschäfte sind?

Man kann Smartphones über Nacht ausschalten. Das funktioniert. Es liegt letztlich an mir, das zu tun. Smartphone hin oder her.

Nochmals: Zuerst war das Gerät. Das muss man wirklich sagen. Ich bin ein historisch arbeitender Sozialpsychologe. Ich kenne kein vergleichbares Beispiel, bei dem eine Technologie unseren sozialen Umgang und unser Selbstverständnis in so kurzer Zeit so stark verändert hat. Insofern ist mit diesen Dingen sehr viel in die Welt gekommen, was vorher nicht da war.

Zum Beispiel?

Ich finde es total irre, wie sich das Strassenbild verändert. Menschen laufen ohne Orientierung im Raum herum, sie gucken beim Gehen auf den Bildschirm, und sie machen das in jeder Situation. Die Umweltwahrnehmung, und das bedeutet auch die soziale Umweltwahrnehmung, geht gegen null. Nehmen wir den Kölner Dom. Vor zehn Jahren haben Touristen tatsächlich noch den Dom angeschaut. Ihr Blick war auf den Dom gerichtet. Heute drehen sie dem Dom den Rücken

zum und machen ein Selfie von sich, der Dom selbst rückt in den Hintergrund. Es wird nichts mehr gesehen.

Dafür kann man Fotos auf Facebook posten.

Ja, wir reisen, um Zeugnis vom Reisen abzulegen, schauen uns Sehenswürdigkeiten an, um nachzuweisen, dass wir da waren. Die Erfahrung der Wirklichkeit geht verloren. Das Selfie interessiert aber niemanden. Es ist ein ungelöstes Rätsel der Menschheit, wer sich den Selfie-Mist angucken soll.

Smartphone-Anwendungen können mir wirklich helfen. Apps, die mir beim Meditieren helfen zum Beispiel.

Es gibt sogar Apps, die sagen Ihnen, welche Emotionen Sie gerade haben. Das heisst, Sie werden noch von ihren eigenen Gefühlen entmündigt. Vielleicht fühlen Sie sich ja gerade gut, dann schauen Sie auf Ihre Anwendung, und die sagt Ihnen, Sie vermittelten einen mutlosen Eindruck. Damit werden Sie mehr und mehr fremdgesteuert. Warum denken Sie nicht einfach über sich nach?

Früher war ich ja auch ferngesteuert. Da hat mir der Arzt gesagt, wie es mir geht. Heute google ich meine Symptome.

Sie sind schon verrückt. Die Information im Netz hilft Ihnen ja nicht, sie macht Sie nur fertig. Die Information ist bewusst vieldeutig. Wäre es uns früher nicht besonders gut gegangen, hätte man zugewartet und wäre erst am nächsten Tag zum Arzt. Der Arzt hat einen ganzheitlichen Ansatz und würde sagen: Sie sind ja auch total gestresst. Kein Wunder geht es Ihnen nicht gut. Was nützt denn diese spontan immer sofort abrufbare Information, die auch immer sofort einen Imperativ enthält: Du musst jetzt dies oder jenes. Und was ist schlimm daran, wenn man sich mal zwei Stunden schlecht fühlt?

Was macht diese Abhängigkeit vom Handy und anderen Geräten mit uns Menschen?

Es entfremdet. Von der Umwelt und uns selbst. Wenn man sich all diesen Dingen anheim gibt. Ich nenne das Fremdsteuerung. Wir schwächen damit unsere Urteilskraft. Ich vermag nichts mehr selbst zu beurteilen, ich muss immer zuerst bei Google nachschauen. Ist es warm, oder ist es kalt? Regnet es, oder regnet es nicht? So extrem ist es oft. Wir glauben, dass wir uns über unsere Smartphones und das Internet ein objektiviertes Urteil machen können.

Sie sehen die Sache schon etwas düster. Das Smartphone und das Internet geben uns auch immense Bildungschancen. Universitäten bieten Online-Kurse an, die von Menschen aus allen Ländern besucht werden können.

Das wird ja von digitalen Bildungsfachleuten immer gesagt, dass die neuen Medien so egalitär seien. Aber über das digitale Lernen wird auch gleich die komplette Lern- und Bildungsgeschichte desjenigen, der den Kurs macht, mitgeliefert. Jede versaute Arbeit, jeder Abbruch eines Lernprozesses wird registriert und geht in die Bildungsbiografie der Personen ein.

Was sind die Folgen?

Eine Gesellschaft sollte Menschen sich zu eigenständigen Persönlichkeiten entwickeln lassen. Und ich finde, eine der höchsten zivilisatorischen Errungenschaften unserer Form von Gesellschaft ist, dass Menschen mehrere Chancen bekommen. Das verändert sich jedoch, wenn die Leistung permanent beobachtet wird.

Weil wir ständig bewertet werden?

Wir müssen uns fragen, ob wir eine Welt wollen, in der es keine Äusserung mehr gibt, welche nicht einer Wertung unterliegt. Das ist ganz entsetzlich. Überall wird man heute gefragt, wie man etwas bewertet. Man kann keine öffentliche Toilette mehr benutzen, ohne einen roten oder grü-

nen Knopf zu drücken. Das schleicht sich ein in unsere Welt. Niemand kritisiert jedoch, dass diejenigen, die Bewertungen vornehmen, oft nicht die Fähigkeiten haben, die Leistungen überhaupt zu beurteilen. Dem früheren Google-Chef Eric Schmidt schwebt in seinem Buch «The New Digital Age» eine Kultur der totalen Bewertung vor, wo zum Beispiel auch jeder einen Polizisten bewerten kann. Auch ein Fahrraddieb oder ein Mafiaboss. Das ist sozialer Irrsinn.

Was würden Sie uns empfehlen? Und sagen Sie jetzt nicht, wir sollten die Smartphones wegwerfen.

Man sollte sich die Frage stellen: Wollen wir wirklich so leben? Wollen wir wirklich nachts E-Mails checken? Wollen wir Partner auswählen über vorgegebene Profile? Wollen wir ständig überwacht werden?

Mein Antwort wäre: Eigentlich nicht, aber das Smartphone ist so praktisch.

Ja eben, eigentlich wollen wir das nicht, aber wir sind leider doof.

<https://epaper.nzz.ch/#article/8/NZZ%20am%20Sonntag/2017-06-19/20/222543812>

Harald Welzer, 58, ist Sozialpsychologe und Direktor von «Futurzwei», einer Stiftung für Zukunftsfähigkeit. Er arbeitet als Honorarprofessor für Transformations- Design an der Europa-Universität Flensburg und lehrt an der Universität St. Gallen. In seinem jüngsten kontroversen Buch «Die smarte Diktatur» ruft er dazu auf, das Smartphone wegzuworfen und wieder mehr offline zu leben. Das Interview entstand am Rande einer Veranstaltung des Schweizerischen Instituts für Auslandsforschung.

WOLFGANG SCHMIDT

Smartphone

Auch nachts immer in Griffweite

Als Steve Jobs am 9. Januar 2007 das erste iPhone vorstellte, sagte der Apple-Chef: «Heute werden wir das Telefon neu erfinden.» Tatsächlich war ab diesem Tag das Telefon auch Computer, Zeitung, Musiksammlung, Fotoapparat, Agenda, Kochbuch, Strassenkarte, Veranstaltungskalender und vieles mehr. Mit der Neuerfindung geriet der einstige Zweck, das Telefonieren, in den Hintergrund. Heute schreibt man mit dem Smartphone viel öfter Nachrichten, surft im Netz oder tummelt sich auf sozialen Netzwerken.

Das Gerät hat das Leben in der Moderne enorm bereichert, doch viele Menschen fühlen sich zunehmend abhängig von ihren Geräten. «Ich bin überhaupt nicht handysüchtig», sagte kürzlich ein 17-jähriger Zürcher der «NZZ am Sonntag», «aber wenn das Handy keinen Akku mehr hat – was will man da machen? Man ist allein. Man ist so sinnlos.» Fast die Hälfte der 14- bis 29-Jährigen, die mit digitalen Medien aufgewachsen sind und deshalb Digital Natives genannt werden, nehmen die Geräte sogar mit auf die Toilette – dies geht aus einer Mediennutzungs-Studie des Marketingkonzerns Y&R hervor. 60 Prozent der jungen Menschen haben das Handy auch nachts immer in Griffweite. Und über ein Drittel der befragten Digital Natives gaben an, sie würden lieber einen Monat auf Sex verzichten als aufs Smartphone.

Mit der Multifunktionalität des intelligenten Telefons ist es immer schwieriger, ohne Smartphone auszukommen. Forscher haben dafür bereits den Begriff *Nomophobia* (no-mobile phobia) geprägt, der die Angst beschreibt, getrennt zu sein vom Smartphone. Dass Menschen Suchtverhalten aufweisen im Umgang mit neuen Technologien, hat nichts mit Willensschwäche zu tun,

schreibt Adam Alter, ein Marketingprofessor der Universität New York in seinem Buch «Irresistible». Tausende Ingenieure arbeiteten pausenlos daran, dass wir nicht von den Geräten loskommen. Es gibt immer eine neue Nachricht auf Facebook, immer einen nächsten Hashtag auf Instagram, den man sich anschauen muss, bevor man das Gerät ausschaltet. Das Hirn ist hungrig nach Neuem, was es schwer macht, das Smartphone auszuschalten.

Die Multifunktionalität der Smartphones hat nicht dazu geführt, dass auch die Menschen multifunktionaler geworden sind. Neurologen weisen darauf hin, dass unser Hirn nicht gut ist im Multitasking trotz Smartphone. Wir sind nicht in der Lage, gleichzeitig einen Podcast zu hören und eine Einkaufsliste zu tippen. Vielmehr wechseln wir ständig zwischen den beiden Aufgaben hin und her. Das wirkt sich negativ auf unsere Effizienz aus. Microsoft Kanada stellte im Jahr 2000 fest, dass der durchschnittliche Mensch eine Aufmerksamkeitsspanne von 12 Sekunden hat. Im Jahr 2013 rutschte dieser Wert auf 8 Sekunden. Zum Vergleich: Ein Goldfisch hat eine Aufmerksamkeitsspanne von 9 Sekunden. Diese Zahlen sind umstritten. Dennoch ist klar, dass Menschen zunehmend Mühe bekunden, sich länger auf etwas zu fokussieren. Smartphones lenken uns ab, auch wenn wir sie grad nicht benutzen. Liegen sie bei einem Gespräch auf dem Tisch, erinnern sie uns daran, dass es noch eine Welt gibt, weit weg vom geführten Gespräch.

Wie oft haben Sie heute Ihr Smartphone eingeschaltet?

Gordana Mijuk

<https://epaper.nzz.ch/#article/8/NZZ%20am%20Sonntag/2017-06-19/21/222543936>

Nutzung mobiler Geräte

9

von 10 Schweizern greifen mit ihren mobilen Geräten auf das Internet zu. Bei den Digital Natives, also 14- bis 29-Jährigen, sind es sogar 96 Prozent, wie eine Studie der Marketingfirma Y&R zeigt. Smartphones werden am häufigsten dazu benutzt, Nachrichten zu schreiben, das gilt für alle Generationen.

45%

der 55- bis 69-Jährigen, die sogenannten Silver Surfer, würden beim Ausgehen lieber auf Alkohol verzichten als aufs Smartphone. Bei den Digital Natives sind dies 54 Prozent. Bei den 30- bis 45-Jährigen ebenfalls rund die Hälfte.

<https://epaper.nzz.ch/#article/8/NZZ%20am%20Sonntag/2017-06-19/21/222565585>

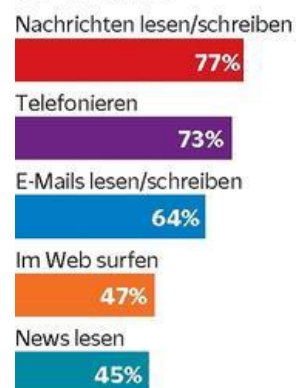
Telefonieren bei den Jungen out

Smartphone-Aktivitäten mind. 1* wöchentlich

14–29 Jahre



55–69 Jahre



Quelle: Media Use Index

Lehrplan 21: Informatik in der Schule: Umsetzung bereitet Kopfzerbrechen

Méline Sieber

Der Informatikunterricht im Lehrplan 21 steht vor Hürden. Lehrmittel sind knapp und nicht alle Lehrer gut ausgebildet.



Bildlegende: Programmieren mit Bananen an den Informatiktagen Zürich SRF Digital

«Die Schülerinnen und Schüler...

... können Chancen und Risiken der Mediennutzung benennen und Konsequenzen für das eigene Verhalten ziehen» (Medien)

... können Programme mit Schleifen, bedingten Anweisungen und Parametern schreiben und testen.» (Informatik)

Mit diesen Worten definiert der Lehrplan 21 einige der [Anforderungen des Moduls](#) «Medien und Informatik». Zwei Kantone sind bereits daran, neun Kantone beginnen im Herbst mit der Umsetzung des Moduls, das aus Medienkunde, Anwendungskompetenzen und Kernwissen der Informatik besteht und bereits in der Primarschule beginnt.

Auf dem Papier klingt das einfach – doch ganz so reibungslos verläuft es nicht. Denn «Medien und Informatik» ist Neuland für Schulen, Kantone, Behörden, Lehrpersonen, Lehrmittelverlage und nicht zuletzt auch für Schülerinnen und Schüler.

Verspätung bei den Lehrmitteln

Ein Problem sind die Lehrmittel für das neue Modul. Denn erst eines von ihnen ist tatsächlich schon verfügbar:

- «inform@21» des Lehrmittelverlags St. Gallen, eben erschienen, für die 5. und 6. Klasse

Auf die beiden anderen Lehrmittel müssen die Schulen noch warten:

- «Einfach Informatik» des Klett-Verlags, ab dem Schuljahr 2018/19 verfügbar, 7. bis 9. Schuljahr
- «connected» des Lehrmittelverlags Zürich, ab dem Schuljahr 2019/20 verfügbar, mehrere Bände und Schulstufen

Die Lehrmittel erscheinen so knapp oder verspätet, «weil bei der Erarbeitung des Lehrplan 21 viel über Inhalt, Form und Stellenwert des Moduls diskutiert wurde», erklärt Marcel Gübeli, Direktor der Interkantonalen Lehrmittelzentrale (ILZ). Zudem hätten die Kantone entscheiden müssen, ob sie den Stoff als separate Lektionen oder integriert im Unterricht durchführen. «Entsprechend mussten die Verlage die Beschlüsse abwarten, bis sie mit der Entwicklung der Lehrmittel anfangen konnten», sagt Gübeli.

Die Lehrmittelverlage wissen darum erst seit rund einem Jahr, wie die Kantone das neue Modul tatsächlich umsetzen wollen – eine sehr kurze Zeit, um ein Lehrmittel zu entwickeln und herauszugeben. Der Druck auf die Verlage ist entsprechend gross.

Ausserdem muss jeder Kanton die einzelnen Lehrmittel evaluieren, bevor eines davon empfohlen oder obligatorisch wird. Alleine das dauert laut Marcel Gübeli im Durchschnitt ein Jahr. Bis sich also eines der Lehrmittel etabliert, dürfte es noch eine Weile dauern.

Keine Erfahrung im Informatikunterricht

Doch die Lehrmittel sind letztlich nicht die grösste Hürde bei der Umsetzung des neuen Moduls. Gravierender ist die mangelnde Ausbildung der Lehrpersonen. «Es fehlt den meisten von ihnen an Erfahrung, wie man Informatik unterrichtet. Und noch viel schlimmer: Sie hatten in der eigenen Ausbildung, in der eigenen Schulzeit, nie Informatik-Unterricht», sagt Beat Döbeli Honegger, der als Professor an der Pädagogischen Hochschule Schwyz arbeitet.

« Die meisten Lehrpersonen hatten in ihrer eigenen Schulzeit nie Informatik-Unterricht. »

Beat Döbeli Honegger

Professor an der Pädagogischen Hochschule Schwyz

Kurzum: Die meisten Lehrerinnen und Lehrer sind keine «Digital Natives», die mit Computern aufgewachsen sind. Sie müssen sich das Fachwissen erst einmal aneignen, ihnen muss Informatik erst einmal schmackhaft gemacht werden.

«Die Weiterbildung ist das Wichtigste. Lehrpersonen müssen überzeugt werden, warum so ein Modul wichtig ist und wie sie es gut unterrichten können. Lehrmittel sind sekundär», ist Döbeli überzeugt. Gerade für Primarlehrer, die mehrere Fächer unterrichten, ist die Herausforderung gross: Sie müssen jetzt auch noch in Informatik kundig werden.

Auch der Zürcher Stadtrat Gerold Lauber bestätigt, dass Bedarf nach Weiterbildung besteht: «Es braucht noch einiges. Der Kanton hat zwar Angebote zur Weiterbildung geschaffen. Die Nachfrage ist jedoch grösser als das Angebot», erklärte er an den Informatiktagen Zürich.

Andere Kantone – etwa Glarus und Schwyz – bieten bereits seit längerem Weiterbildungskurse an. Auch im Kanton Thurgau wird es Kurse geben, die speziell auf den Modullehrplan zugeschnitten sind, allerdings erst ab dem Schuljahr 2018/19.

Was die Umsetzung des Moduls «Medien und Informatik» im Lehrplan 21 angeht, gibt es also noch viel zu tun.

- [Audio](#)

<https://www.srf.ch/news/schweiz/informatik-in-der-schule-umsetzung-bereitet-kopfzerbrechen>

Mehr dazu:

SRF mySchool, 22.8.2016

Der digitale Schüler

<https://www.srf.ch/sendungen/myschool/der-digitale-schueler>

Umsetzung in den Kantonen

Diese Kantone beginnen ab Herbst, den Lehrplan 21 umzusetzen oder haben bereits damit begonnen:

- Appenzell Ausserrhoden
- Basel-Land (auf Primarstufe begonnen)
- Basel-Stadt (bereits begonnen)
- Glarus
- Luzern
- Nidwalden
- Obwalden
- Schwyz
- St. Gallen
- Thurgau
- Uri
- Zürich (Vorbereitungs- und Planungsarbeiten, Weiterbildung)